Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 42

Artikel: Der Thuner Aufenthalt von Heinich [i.e. Heinrich] von Kleist

Autor: F.V.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

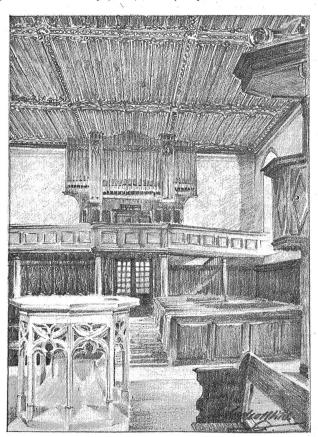
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

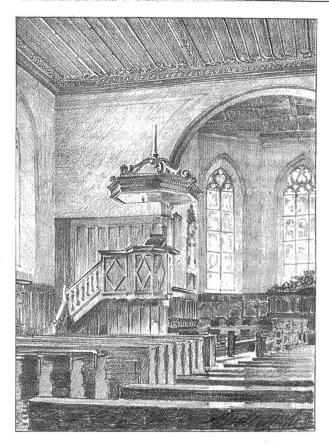
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zwar an einem Montag, wurde der erste Stein gelegt zu dieser Kirche in Fegenstors durch Johannes Kamerer von Bern, Leutpriester der Kirchgemeinde. Er legte unter den ersten Stein im Fundament einen guten alten Bernerangster und auf denselben einen St. Binzen Blappart. Hans Häbersling, damals Amtmann zu Fegenstors, schenkte und legte einen dicken Blappart, die Kirchgemeinde eine Goldkrone, ebenso Benedikt von Baumgarten, sowie Benedikt Gugger von Juzswil, die beiden Kirchmeier. Anwesend waren Meister Lienshart Hüpschi von Bern, Werkmeister meiner gnädigen Herren, auch Meister Peter von Basel, Werkmeister am St. Vinzenzendu (Münster in Bern)". Der Vertrag mit dem Baumeister datiert von 1513 und regelte alles dis in die kleinsten Details, so daß er heute ein wertvolles kulturhistorisches Dokument ist. Weister Benedikt Franz wurde verhalten, die alte Kirche abzutragen, dann die neue aufzusühren in einer sür eine bernische Landkirche damels recht ungewohnten Größe. Un die Baukosten wurden dem Baumeister zu Veginn 100 Mütt Dinkel und 700 Pfund gegeben, die andere Hälfte seines Guthabens sür den Herbst das Weißeln des Turmes wurden 16 Gulden erkannt.

Die Einweihung ber Kirche erfolgte im Jahre 1515. Die bernische Obrigkeit hielt damals darauf, die neugebauten Kirchen mit hübschen Glasmalereien zu bedenken. Gewöhnslich waren es deren zwei. Die Fegenstorfer aber müssen die besondere Huld meiner gnädigen Herren zu Bern genossen haben, denn sie erhielten gleich ein ganzes Fenster, sechs Wappenscheiben. Sie schmücken heute das Mittelsenster des Chores. In der Säckelmeisterrechnung des Jahres 1515 sindet sich solgende Eintraguung: "Denne Hansen Sterren umb sechs große Stuck Wappen mit ettlichen Schiben zu sassen gan Tegestorf 66 Pfund 19 Sch 4d", in heutigem Geldwert wohl an die 2000 Fr. Im Mittelstück der obersten Fensterreihe ist die Patronin der Kirche, die Jungrau Maria, zur Rechten der heilige Vinzenz, der Patron des Standes Bern, zur Linken ein geharnischter Heiliger. Die drei unteren



Kirche in Jegenstorf. Blick vom Chor mit Caufstein auf Orgelempore.



Rirche in Jegenstorf. Blick auf Kanzel und Chor.

Scheiben tragen das Gepräge der staatlichen Stiftung, das große Neichsichild in der Mitte, das Standesdild von Bern zu beiden Seiten. Auch der Kat von Basel beschenkte die neue Kirche mit drei hübschen, übereinander eingesetzten Scheibenpaaren. Freiburg stiftete eine sehr schöne Wappenscheibe, wohl um sich als jüngstes Glied der Eidgenossenschaft in bernischen Landen Freunde zu werben. Weitere Stiftungen stammen von Solothurn, Büren, Thun, Unterseen, vom Cisterzienser Kloster Fraudrunnen, den Familien von Erlach, von Wattenwil etc. Sie alle leuchten trot der Jahrhunderte in unverminderter Farbenpracht und geben dem Innern den hohen Wert. Im neuen Kahmen ist die Wirkung noch eine viel bessere.

Erwähnenswert ist noch die Tatsache, daß die Jegensstorser Kirche eine besondere Anlage für die Schwerhörigen besitzt. Auf der Kanzel besindet sich ein Mikrophon mit den nötigen elektrischen Apparaten. An zwei langen Kirchenstühlen, einer auf der Männers, der andere auf der Frauensleite, läßt sich der zierliche Hörer einstecken. Der Gehörleisdende hat nun selber die Möglichkeit, auf vier verschiedene Verkärkungsgrade einzustellen, je nach der Schwere seiner Erkrankung. Die Anlage, von der akkustischen Gesellschaft in Berlin montiert, sunktioniert tadellos und gestattet den Schwerhörigen den ungestörten Genuß der Predigt. Fr. Vogt.

Der

Thuner Aufenthalt von Beinich von Rleift.

Zum 150. Geburtstag bes Dichters.

Heinrich von Neist, bessen Geburtstag sich am 18. Dftober zum 150 Male jährt, gehört zu jenen unglücklichen Dichtern, die von der Mitwelt verkannt, von der Nachwelt aber voll und ganz anerkannt wurden. Sein Leben war ein wildbewegtes. Nirgends ließ er sich eigentlich seßhaft nieder. Ein unklares Streben und ein unstetes Wesen trieben ihn hierhin und dorthin. Ueberall suchte er sein Glück, nirgends konnte er es finden. Seine Phentesilea im gleich= namigen Drama läßt er die Worte sprechen:

"Das Aeußerste, was Menschenkräfte leisten, Hab' ich getan — Unmögliches versucht — Mein alles hab' ich an den Wurf gesetz; Der Würsel, der entscheidet, liegt, er liegt: Begreisen muß ich's — und daß ich versor".

Wir können diesen Ausspruch auf des Dichters Streben und Handeln anwenden. Er verlor im Würfelspiel des Lebens.

Am 18. Oktober 1777 wurde Heinrich von Kleift in der alten Handelsstadt Franksurt an der Oder geboren. Sein Vater, Foachim Friedrich von Kleist, war Kapitän des hochstürstlich Leopold von Braunschweig'schen Regiment. Heinrich war ein aufgeweckter Junge, nach dem Urteil des Hausleherers ein Feuergeist und "zugleich der seinste, sleißigste und anspruchloseste Kopf der Welt". 1792 wurde er Soldat, ohne indes Neigung zum Soldatenstande zu besitzen. Darum nahm er 1799 trotz dem elterlichen Verbot den Abschied, "aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigsten Bestreben zu einer Vildung, welche nach meiner Meinung in dem Militärstande nicht zu erlangen ist". Aber die Kantische Philosophie wurde ihm nicht ein Halt, wie Schiller, sondern stürzte ihn in Verzweissung.

Der Dichter begab sich auf Reisen. 1801 begleitete ihn seine Schwester Ulrike nach Paris. Aber er fühlte sich von dem Leben und Treiben abgestoßen. Seiner Braut schrieb er: "Ich habe noch etwas Bermögen, es wird hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauernhof zu kausen, der mich ernähren kann. Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe". So wollte er, um mit seinen Worten zu reden, "dem ganzen prächtigen Bettel von Adel, Stand, Ehre und Reichtum entsagen". Die Braut, Wilhelmine von Zenge, billigte den Entschluß nicht. Trozdem entschloß sich Rieist zur Reise in die Schweiz. Im November 1801 verließ er Paris, begleitete zunächst seine Schwester Ulrike die Frankfurt a. M., wanderte dann von hier mit dem Maler und Kupserstecher Lohse, der sich nach Italien begeben wollte, zu Fuß über Darmstadt, Heidelberg, Straßburg nach Basel. Am 16. Dezember 1801, einige Tage nach der Ankunft in Basel, schweiz. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich such und doch notwendiger bedars, als das Leben!"

Von Basel reiste Kleist mit Lohse nach Bern weiter. Er suchte Heinrich Zschoffe auf, wohl einen alten Bekannten des Kleistichen Hauses, da dieser einst in Franksurt a. d. Oder gelehrt hatte. Bei Zschoffe tras er den Nationalbuchdrucker Heinrich Gesner, den zweiten Sohn des bekannten Zürcher Jöhllendichters Salomon Gesner. Auch Wielands ältester Sohn, der Schwager Heinrich Gesners, verkehrte in dem Kreise, hatte doch Gesner des Oderon-Dichters Tochter, Charlotte Wilhelmine Wieland, geseiratet. Gesner und Wieland hatten zwar lange nicht die dichterlichen Fähigkeiten Zschoffes und Kleistis. Troztem vereinigte gemeinsames Streben die Männer zu einem anregenden Dichterbund. Kleist arbeitete an seinem Trauerspiel "Die Famile Schroffenstein", das wahrscheinlich schon vorher begonnen war. In seiner "Selbstchau" sagt Zschoffe, daß "im letzen Akt des Trauerspiels das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft wie auch des Dichsters so stürmisch und endlos wurde, daß bis zu seiner letzen Mordzene zu gelangen Unmöglichkeit wurde". In Bern wurde, wenn auch nicht in der endgültigen Fassung, "Der zerbrochene Krug" erdacht. Ein Kupserstich von Zschoffe «la cruche cassée» beranlaßte zu einem literarischen Wettbewerb. Zschoffe sollte eine Erzählung schreiben, Wieland eine Satire und Kleist ein Luftspiel. Kleist's "Zerbrochener Krug" trug den Sieg davon. Er gehört heute noch zu den besten deutschen Luftspielen.

Seinen Plan, in der Schweiz einen Bauernhof zu kaufen, gab Kleift aber nicht auf. Er schrieb nach Haufe: "Ich bin

nun einmal verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen. In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gesahr hin wagen". Ende Januar 1802 siedelte er nach Thun über. Am Hause, in welchem er wohnte, stand der Spruch:

"Ich komme, ich weiß nicht von wo, Ich bin, ich weiß nicht was, Ich fahre, ich weiß nicht wohin, Mich wundert, daß ich so fröhlich bin".

Auf des Dichters Stimmung war er wie zugeschnitten. In Swatt dei Thun hatte er sich ein Gut angesehen, hätte es vielleicht auch gekaust, wenn Zschokke ihm nicht im Hindlick auf neue Wirren abgeraten hätte. Nach Hause schrieb er: "Kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir (Ulrike) von den Zürcher Unruhen schrieb, abgeschickt, so entstand sogar anderthalb Stunden von hier, im Simmental, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf sosot ein französischer General mit Truppen in Thun selbst einrückte". Seine Braut Wilhelmine suchte er immer noch für seinem Plan, auf einem einsamen Bauernhof zu leben, zu gewinnen. Er schried ihr: "Alles ist vergessen, wenn Du Dich noch mit Fröhlichkeit und Beiterkeit entschließen kannst ... Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein". Herzlich und liebevoll mahnte ihn die Braut, doch nach Hause zurückzukehren. Ein volles Vierteljahr ließ Heinrich von Kleist sie auf Antwort warten. Am 10. April 1802 beschwerte sie sich bitter. Da gab ihr Kleist am 20. Mai 1802 den Abschied. Denn er träumte und dichtete vom Weibe die unbedingte Auspeserung.

Von Thun begab sich Kleist zu Zschokke nach Bern, um diesen im März 1802 nach dem Aargau zu begleiten. Nach kurzer Zeit reiste er aber nach Thun zurück. In einem freundlichen Oberländer Chalet auf einer Aarinsel, dem Delosea-Inseli bei Scherzligen, fand er ein trautes Heim. Das Haus trägt eine Gedenktasel:

In diesem Hause wohnte und dichtete Heinrich Kleist 1802 und 1803.

Der zweite Thuner Aufenthalt gehört zu den schönften Zeiten in Kleist's Leben. Eifrig arbeitete er an dichterischen Entwüsen, so an dem "Robert Guiskard", den verlorenen Trauerspielen "Peter, der Einsiedler" und "Leopold von Desterreich". Im Mai 1802 schrieb Kleist über sein Leben auf der stillen Aarinsel an seine Schwester Ulrike: "Jett leb' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von ber Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlseil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spike eine kleine Fischersamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf bem See gefahren bin, wenn sie Rege einzieht ober auswirft. Der Bater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf; sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Rüche, während ich arbeite für die Rückfehr zu Euch; dann effen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schweizer= tracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beibe zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich siel es mir ein= mal ein, und ich sagte dem Mädeli, sie solle sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht imstande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim alten bleiben. Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemanden, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts,

als mich felbst. Zuweisen doch kommen Gesner oder Zschokke oder Wiesand aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir. Kurz, ich habe keinen Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gesungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegewersen kann. Mit einem Borte, diese außersordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunslich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr his nüber möchte an die andern User, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung. Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gesingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir. "

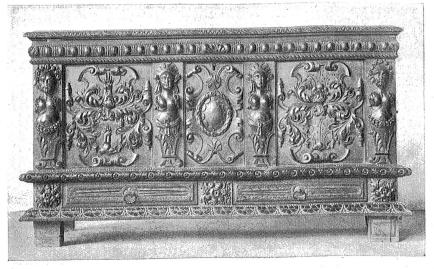
Ob zwischen Kleift und dem hübschen Mädeli sich eine ernste Liebschaft entspann,

wie verschiedentlich von Biographen vermutet oder bestimmt ausgesagt wurde, erscheint mehr als unwahrscheinlich. Die damals sehr engherzige Deffentlichkeit hätte das Zusammenleben dann sicher nicht gestattet.

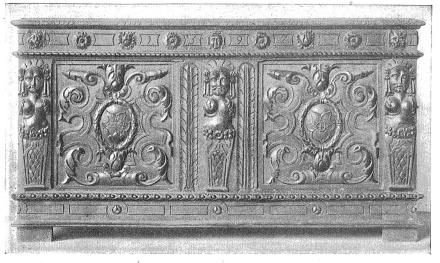
Von der Schönheit der Gegend, die den Dichter mächtig ergriff, lesen wir im "Schrecken im Bade":

"Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings Im milden Schein des Mondes still erglänzt! Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt In den kristall'nen See darniedertauchen! Wie einsam hier der See den Felsen klatscht! Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her, Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder!"

Das Idyll fand aber ein rasches Ende. Im Juni 1802 erkrankte Kleist sehr schwer. Er mußte zur ärztlichen Behandlung nach Bern übersiedeln. Er stand in Pflege von Dr. Wyttenbach, Arzt und Apotheker, einem Freund von Jschokke. In ganz verzweiselter Stimmung bat er im August seinen Schwager Pannewiß um Geld. Da kam die getreue Ulrike und holte ihn heim. Im folgenden Jahre kam er aber sür kurze Zeit nochmals nach Thun und schenkte dem lieblichen Mädeli das einzige von Kleist erhaltene Vild, ein rührendes Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Viele Jahre später hat sich eine frühere Freundin von Kleist, wahrscheinlich seine erste Braut Wilhelmine, das Vild von Mädeli erbeten. So ist es erhalten geblieben.



Crube aus Bern, mit dem Wappen Daxelhofer und Meyer. Aus dem Jahre 1591.



Cruhe aus Bern, mit Wappen Michel und von Mulinen. Aus dem Jahre 1597, 37

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Lebensbild von Kleift weiter zu verfolgen. Glück brachten ihm auch die kommenden Lebensjahre kein dauerndes. Am 21. November 1811 nahm sich Heinrich v. Kleist, nachdem er vorher seine Freundin Henriette Vogel erschofsen hatte, sich selbst das Leben. In seinem letzen Lied sang er:

"Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten, Der Töne ganze Macht lockt er hervor; Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten, Und machtlos schlägt sein Rus an jedes Ohr, Und wie er flatternd das Panier der Zeiten Sich näher pflanzen sieht von Tor zu Tor, Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden Und legt die Leier tränend aus den Händen".

Eine seine Würdigung der Dichterpersönlichkeit gibt Wischelm Scherer in seiner Literaturgeschichte: "Der Dichter leistete auf allen Gebieten Ausgezeichnetes. In seiner Sprache wohnt ein eigentümlicher Zauber, obwohl er die Elemente der deutschen Grammatik nicht sicher beherrscht. Er pslegt die Wirklichkeit mit allen zufälligen Umständen sehr kräftig aufzusassen und weiß uns doch mit einem Schlag in eine poetische Welt zu versehen... Er will nicht rühren, sondern mit voller tragischer Gewalt erschüttern. Er sorgt nur dafür, das Liebliche neben das Schreckliche zu stellen und so ein ästhetisches Gegengewicht zu schaffen".

Truhen aus dem Hiftorischen Museum in Vern.

Von Dr. Walter Sugelshofer.

Die Truhe ist ein Möbel mit abgeschlossener Entwicklung. Das ist trot aller gelegentlichen Bersuche, sie wieder einzusbürgern, unverkennbar. Die meisten von uns kennnen sie nur noch aus den Prunkstücken unserer Museen. In ihrer Blütezeit entstanden Truhen, die zu den schönsten und glücklichsten Schöpfungen alter Möbelschreinerei gehören, wie zu überhaupt die Truhe an sich ein wohlproportioniertes, räumlich wirkungsvolles Möbel ist. Als Form ist sie uralt. Es gab schon ägyptische, griechische, römische "Truhen". Und die ersten Truhen unseres westlichen Kulturbereiches, wie sie sich in einigen verspäteten Exemplaren in Graubünden z. B. überliesert haben, gehen noch deutlich auf solche Korbilder zu-